Eine weit größere Berühmtheit als diese beiden schriftstellernden Hofdamen haben die japanischen Geishas sowohl im eigenen Lande, als auch in der ganzen Welt erlangt. Infolge schlechter Berichte und übertriebener Reiseerzählungen ist dieser Begriff bei uns meistens so verschoben und falsch, daß er sich nur sehr unvollkommen mit dem wirklichen Leben und Wesen einer echten Geisha deckt. Es ist in Japan Brauch, daß die ärmsten Leute ihre Töchter schon im zartesten Alter gegen eine Abfindungssumme an einen Unternehmer abtreten, der dann laut Kontrakt das freie Verfügungsrecht über die Mädchen bis auf 18, mitunter bis auf 25 Jahre erhält. Sie werden in einem Hause untergebracht, das nur von Geishas und solchen, die es werden wollen, bewohnt wird. Hier lernen sie im täglichen Unterricht sich hübsch kleiden, sich anmutig bewegen, Konversation machen, servieren, unzählige Lieder und Melodien, sowie das Spielen auf der kleinen Trommel, auf der Samisen, und später, wenn sie besonders geschickt sind, auch auf der 13saitigen Koto. Schon mit acht Jahren müssen sie bei Banketten mitwirken und sind dann, wie Hearn erzählt, die reizendsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und verstehen schon zwischen zwei Schlägen auf einer Trommel eine Weinschale mit einem einzigen Neigen der Flasche vollzuschenken, ohne auch nur einen Tropfen zu vergießen. Allein diese glückliche Zeit ihres Lebens dauert nur wenige Jahre, denn, um möglichst erstklassige Geishas heranzubilden, zieht der Lehrer, dem jedes Mittel erlaubt ist, sehr bald die Zügel straffer. Der tägliche Unterricht wird erweitert und das kleinste Versehen sortan auf das schärfste gerügt. Ist aber die Stimme der Novizen noch zu klein und zart, so müssen sie in kalten Winternächten, nur mit einem leichten Kimono bekleidet, auf dem Dach des Hauses singen, bis nach vielen Qualen und manchem erschöpften Zusammenbrechen ihre Stimme, endlich die Stärke und Ausdauer erlangt hat, die sie erst für den Beruf einer Geisha tauglich macht. Mit zwölf oder dreizehn Jahren dürfen sie zum ersten Mal öffentlich auftreten, werden aber nicht, wie die meisten glauben, ausnahmslos von den Teehäusern beschlagnahmt, sondern auch zu Privatgesellschaften vermietet. Hierin dürfen sie jedoch nur in Begleitung des Hakoia gehen, der ihnen den Kasten mit Taiko, Stufumi und Jamisen, den üblichen Geisha-Instrumenten nachträgt, in seiner Haupteigenschaft aber der Vertrauensmann eines Teehausbesitzers und zugleich die Anstandsdame der Maikos oder Geishas ist.

Bei solchen Privatgesellschaften ist es die Aufgabe der Geishas, das zu Anfang herrschende höfliche Schweigen der Gäste auf feine, zierliche Weise zu brechen und durch Tanzen, Singen und fleißigem Sake-Einschenken eine allgemeine fröhliche Feststimmung hervorzurufen. Zum Vortrag gelangen wunderschöne altchinesische Lieder, japanische Balladen, seltsame Musikstücke und endlich als Hauptleistung verschiedene Tänze. Diese haben natürlich nichts von dem Wirbelwindtempo eine europäischen Balletts, im Gegenteil, sie sind ungemein ruhig, eine Art Pantomime, die durch leichtes Wiegen und mimisches Bewegen der Glieder und des Fächers allerhand bekannte Erzählungen wiedergeben. Am häufigsten wird die Legende von der Tochter des Meergottes oder eine Eifersuchtsszene zwischen einem Samurai und seiner untreuen Geliebten dargestellt, wobei es sehr komisch aussieht, wenn eine zierliche kleine Geisha den wilden Kriegersmann nachahmt und versucht, ein ebenso wutverzerrtes Gesicht und fürchterlich drohende Gebärden zu machen, wie es für die bildliche Charakterisierung alter Samurais typisch geworden ist.

Die Geishas werden nicht müde zu singen und zu spielen und zwischendurch die Gäste mit Sake und Zuckerwerk zu versorgen. An sich selbst jedoch dürfen sie erst denken, wenn Mitternacht längst vorüber und alle Fremden das Haus verlassen haben, dann endlich können sie ausruhen und sich an dem Uebriggebliebenen satt essen. Je besseres eine Geisha leistet, desto mehr wird sie verlangt und gilt mit siebzehn oder achtzehn Jahren unter Umständen schon als eine Berühmtheit. Das ist aber auch alles, denn außer dem bißchen Essen und Trinken bekommt sie für ihre Leistungen nichts. Alles fließt in die Kasse des Unternehmers oder Teehausbesitzers. Eine Geisha besitzt keinen Yen, nicht einmal ihre Kleider. Es wäre jedoch falsch, ihr deshalb Kleinmut oder Hang zur Sentimentalität zuzumuten, die Erziehung und das Leben haben sie gegen alle weichen Regungen gefeit und gelehrt, aus all und jedem den möglichst großen Vorteil zu ziehen, was für sie als Quintessenz ihres Wünschens und Trachtens nichts anderes bedeutet, als jemanden zu finden, der sie freikauft. Mißlingt ihr dies aber, und kommt nicht ein früher Tod als Erlöser, so geht sie einem trüben häßlichen Lebensende entgegen.

Einen viel erfreulicheren Ausblick dagegen gewähren die vielen zum Teil nach europäischem Muster eingerichteten Schulen, Hochschulen und Universitäten, die von der außergewöhnlich strebsamen japanischen Jugend stark besucht werden. In den Schulen erlangen die Mädchen schon im fünfjährigen Kursus eine sehr gute Bildung, die sie befähigt, später Lehrerin zu werden oder die Frauenuniversität in Tokio zu beziehen.

—⊙—

Ratschläge und Winke

Billiger und dauerhafter Holzkitt. In fast jedem Haushalt befinden sich Holzgegenstände, wie Küchen- und Abwaschtische, Waschtonnen, Waschwannen, Kübel usw., die stark unter der Nässe zu leiden haben, und die deshalb leicht an den Fugen saulige Stellen bekommen. Um diese auszubessern, kann man sich selbst einen billigen und dauerhaften Kitt bereiten. Man nimmt Firnis und knetet ihn solange mit Schlemmkreide zusammen, bis eine feste, dabei doch geschmeidige Masse entsteht. Ehe man den Kitt anwendet, schneidet man das faule Holz fort und läßt den Gegenstand gut austrocknen, dann reibt man die Stellen mit Firnis aus, füllt den Kitt fest hinein, streicht ihn mit Firnis wieder glatt und läßt ihn noch einige Tage trocknen. Mit Farbe vermischt, eignet sich diese Masse auch vorzüglich als Fußbodenkitt.

Goldene Schmucksachen dürfen nicht mit Putzpulver behandelt werden. Das Putzpulver nimmt ihnen den feinen Glanz. Ein einfaches und wirksames Reinigungsmittel ist das Abseifen der schmutzigen Gegenstände mittels einer weichen Bürste. Nachdem sie zut abgespült worden sind, reibt man sie behutsam zwischen Sägemehl trocken. Sie sehen nach dieser Behandlung wie neu aus. Vergoldete Sachen müssen besonders vorsichtig behandelt werden, damit der oft dünne Goldüberzug nicht leidet. Man reinigt sie am besten mittels eines Schwammes, den man in laues Wasser taucht, dem man etwas Borax zugesetzt hat.

Grünspan entfernt man von messingenen und bronzenen Beschlägen am einfachsten mit Ammoniakwasser. Man bürstet damit und spült mit klarem Wasser nach.

Schuhsohlen halten ungleich länger, wenn man sie alle paar Wochen mit kochend heißem Leinöl bestreicht.

—⊙—

Aus dem Engen und Weiten

Weib — Frau — Gemahlin.

Warum man für sein Ehegespons die drei verschiedenen Bezeichnungen Weib, Frau und Gemahlin zur Auswahl hat, erklärte einmal David Strauß in hübscher Weise. Er sagte: „Wenn man aus Liebe heiratet, wird man Mann und Weib, heiratet man aus Bequemlichkeit: Herr und Frau, aus materiellen Rücksichten: Gemahl und Gemahlin. Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau, geduldet von seiner Gemahlin. Den kranken Mann pflegt das Weib, ihn besucht die Frau, und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. Man geht spazieren mit seinem Weibe, fährt aus mit seiner Frau und macht Partien mit seiner Gemahlin. Sind wir tot, so beweint uns das Weib, beklagt uns unsere Frau und geht in Trauer unsere Gemahlin."

Japan gegen das Frauenstimmrecht.

Im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten mit ihrer Ueberschätzung des Femininen ist im heutigen Japan das männliche Prinzip durchaus vorherrschend. Das kam auch auf einer kürzlich abgehaltenen Versammlung der Minseito-Führer, der gegenwärtigen Oppositionellen im japanischen Parlament, erneut zum Ausdruck. „Die Zeit ist noch keineswegs reif dafür, um den japanischen Frauen das politische Wahlrecht zuzugestehen. Die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Japans sind heute derart, daß es ganz unverantwortlich sein würde, den Frauen des Landes das allgemeine Wahlrecht zu gewähren. Heute ist jeder Japaner nach Vollendung des 25. Lebensjahres wahlberechtigt, wählbar, falls er das 30. Lebensjahr erreicht hat und unbescholten ist. Das geistige Niveau der Japanerin steht im allgemeinen beträchtlich unter dem des Japaners, und die Ausübung der Regierungsgeschäfte wie der parlamentarischen Funktionen ist überdies eine ausgesprochen männliche Angelegenheit."

„Du sollst nicht ehebrechen!"

Ehebruch gilt bei fast allen Völkern, die den Begriff der Ehe kennen, als ein strafwürdiges Verbrechen. Viele geben sich auch nicht damit zufrieden, in einem solchen Falle die Ehe zu scheiden, sondern sie halten Ehebrecher für des Todes oder doch wenigstens körperlicher Züchtigung schuldig. In Westafrika prügelt man die Ehebrecher mit dem Schwanze eines Stachelrochens, und diese Züchtigung soll nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählen. Anderwärts verbindet man Züchtigungen mit Ehrenstrafen. In Südindien wird zum Beispiel der des Ehebruchs überführten Frau vorn ein schwerer Mörser und auf den Rücken eine Katze gebunden. In diesem Aufzug muß sie durch die Straßen ziehen und sich den Blicken der Menschen preisgeben. Da der Mörser sie durch seine Last herabzieht und die Katze sich durch Kratzen zu befreien sucht, ist diese Strafe sehr empfindlich. Anderwärts läßt man die Ehebrecherin zu ihrer „Läuterung" über brennende Garben und heiße Asche gehen. In Südindien bestraft man auch den Mann, der einen Ehebruch begangen hat. Er muß unter einen Bambusbottich kriechen und seine Frau sich darauf setzen. Danach zählt man ihn sinnbildlich zu den Toten.

—⊙—

Büchertisch

„Nur kein Leerlauf!"

schreibt Frida Schanz im neuen Daheim (65. Jahrgang, Nr. 4). Die Dichterin glaubt: „Vor meinem Fenster rattert ein Auto, schon eine Ewigkeit, wie es mir vorkommt, an dieses Rattern ohne Fortbewegung fängt mir auf die Nerven. Wäre es noch kalter Winter, wo das Rattern des Motors den Sinn hätte, warm und betriebsfähig zu halten. Aber es ist ein warmer Spätherbsttag. So, jetzt saust das Auto davon, die Anstrengung der Maschine wird in Bewegung übertragen, und meine Ohren sind befreit von diesem ratternden Leerlaufgeräusch. Es liegt mir im Blut und ist, daß ich das nicht leiden kann. Aus meiner frühen Jugend stammt dies wohl. Damals war ich oft und lange Gast bei Verwandten auf einem Fabriktal. Die surrenden Spinnmaschinen in den großen Sälen waren meine große Liebe. Aber aus dieser Zeit weiß ich auch, was eine leerlaufende Maschine ist. Einen großen Aerger für Werkmeister oder Fabrikherrn. Die Maschine, die ohne Nutzleistung läuft, läuft sich tot, hieß es. Das hat sich mir eingeprägt, und ich habe es mir auch nach Möglichkeit auf mein Leben übertragen. Ueberlegungen, Entschlüsse, Entwürfe nicht mit immer wiederkehrendem Ruchen und Rattern im Kopfe herumkreisen lassen, sondern nach fester Konzentrierung rasch zur Ausführung zu bringen — das spart große Mengen von Nerven- und Gehirnkraft. Nichts nutzt diese feinen unfaßbaren Kräfte so ab, wie das resultatlose Im-Kreise-herumdenken ohne zum Ausführen geplanten Dinge zu kommen. Es gibt Menschen, die in Gedanken immerfort Briefe schreiben. Feine, zugespitzte, schlaue anzügliche Briefe werden da in Gedanken immer wieder geschrieben, man strengt das Gehirn mächtig an, um sich die überzeugenden Wendungen zu merken und immer seiner herauszubringen. Aber selten kommen solche Briefe aufs Papier. Wenn es doch geschieht, so hat sich die Maschine im Leerlauf stumpf gemacht und nur matte Phrasen kommen aus der Feder. Unzählige Menschen wälzen immer dieselbe Sorge, dieselbe Unklarheit, denselben Groll im Kopf herum, während durch Befragen eines Fachmannes rasch eine Aufklärung, eine Besserung, ein Weg zum Handeln geschaffen wäre. Es gibt auch Schöpfungen des Geistes, große und kleine, Kunstleistungen jeder Art genug, die im Entschluß stecken bleiben und ihn hemmen durch Leerlaufarbeit müde machen. Eine angefangene Arbeit, die nicht weiterführt, soll der Entschluß entweder absetzen oder durchdrücken, so gut er kann. Das pendelnde Hin und Her ist Abnutzung ohne Leistung, ist Leerlauf."

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 Altena, den 30. Oktober 1928

Was kostet ein Kind heute?

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, sei gleich vorangestellt, daß diese Frage dahin zu fassen sei: „Was kostet das Kind, bis es gewissermaßen — da ist?"

Wir hören und lesen immer wieder vom Geburtenrückgang und im Zusammenhang hiermit von seinen katastrophalen Folgen.

Demgegenüber versteifen sich unzählige Tausende darauf, daß sie sich in der gegenwärtigen Zeit ein Kind, um es ganz unverhohlen auszudrücken, einfach nicht leisten können. Und hier ist es gerade der Mittelstand, der an dem Standpunkt beharrlich festhält: Ein Kind ist heutzutage ein — Luxus; der Mittelstand, sagen wir, jener Stand also, der wie kein anderer Opfer über Opfer unter dem Druck der wirtschaftlichen Umwälzungen und sozialen Nöte gebracht hat, und der noch immer neue Opfer zu bringen einfach verurteilt wird.

Es liegt — mag man es ansehen, wie man will — ein gut Stück Wahrheit darin, wenn gesagt wird, die Eltern, und nur solche sind ja letzten Endes berechtigt, Kinder in die Welt zu setzen, behaupten: Wenn ich Kinder haben will will ich auch selbst für sie sorgen und will auch selbst etwas von ihnen haben, darum: Ich „leiste" mir so viel Kinder, als mein Einkommen es ermöglicht.

Anders verhält es sich, wenn Eltern mit einer Gehaltsklasse, die ihnen weder Opfer noch überhaupt Einschränkung irgendwie auferlegt, nach dem berühmten Zweikindersystem das wir von Frankreich kennen, handeln. Sie gehen in der Tat ein Unrecht am Staat an — Bequemlichkeit oder Egoismus dürfen da, wo so vieles auf dem Spiele steht, nicht walten.

Greifen wir nun zurück auf die vorhin beleuchtete Behauptung, ein Kind sei in vielen Familien als Luxus anzusehen, und suchen wir an Hand von zahlenmäßigen Tatsachen festzustellen, ob diese Ansicht sich rechtfertigen läßt.

Was kostet ein Kind, bis es — da ist, d. h. allerdings, die ersten Wochen eingerechnet, die einen erhöhten Kostenaufwand bedeuten. Denn — darüber wollen wir uns nicht täuschen — den Gedanken an die allerdings recht merkbaren Kosten für Anschaffungen, Arzt usw. es im wesentlichen, jeden davor zurückschrecken lassen, an ein Kind zu denken; nicht der Umstand, daß jahraus, jahrein nur ein Esser mehr in der Familie ist, oder daß später die Schulausgaben u. a. dazukommen. Diese will man gern ertragen, und es beschwert, da es sich verteilt, zunächst nicht. Aber dieses einmalige Große! Und die Frage: Wenn nun der Arzt obendrein nötig ist?

Der Staat kommt uns da heute durchaus entgegen, um an dieser Furcht nicht den Entschluß scheitern zu lassen, denn dem Staat kommt es ja nun einmal darauf an, einen Geburtenaufstieg, und einen recht wesentlichen verzeichnen zu können.

Arbeiter, Beamte, Kaufleute, sie alle sorgen in dieser Hinsicht heute vor, und wohl überwiegend in der Weise, daß nicht nur die Ehemänner, wie in früheren Zeiten, sondern auch Frauen und Kinder als Mitglieder der Kassen aufgenommen werden.

Ob und inwieweit sich diese Maßnahmen lohnen, muß jedem einzelnen überlassen bleiben; es hängt das im allgemeinen davon ob, ob in einer Familie oftmals der Arzt gebraucht wird, jedenfalls ist nach Eintritt in eine Kasse das sichere Gefühl da, „wenn etwas passiert, bist du geschützt".

Man kann auch nicht immer behaupten, daß die Krankenkassen in sehr loyaler Weise für ihre Teilnehmer eintreten, das ist einmal bei den Kassen sehr verschieden und zum anderen hängt das beinahe von jedem einzelnen Falle besonders ab.

Eins aber muß zugestanden werden: In puncto Wochenpflege und allem, was damit zusammenhängt, zeigt sich die Kasse — großzügig, fortschrittlich. Behandelt seien hier Entbindungen von Ehefrauen, bei denen die Kasse mit ihrer Beihilfe eingreift.

So heißt es in § 31 für Wochenhilfe und Familienhilfe:

1. Weibliche Versicherte, die in den letzten zwei Jahren vor der Niederkunft mindestens 10 Monate hindurch, im letzten Jahre vor der Niederkunft aber mindestens sechs Monate lang auf Grund der Reichsversicherung oder bei dem Reichsknappschaftsverein oder einer Ersatzkasse gegen Krankheit versichert gewesen sind, erhalten als Wochenhilfe:
   a) bei der Entbindung oder bei Schwangerschaftsbeschwerden Hebammenhilfe, Arzne und kleinere Heilmittel, sowie, falls notwendig, ärztliche Hilfe;
   b) einen einmaligen Beitrag zu den sonstigen Kosten der Entbindung und bei Schwangerschaftsbeschwerden in Höhe von 10,— Mark. Findet eine Entbindung nicht statt so sind als Beitrag zu den Kosten bei Schwangerschaftsbeschwerden 6,— RM zu zahlen;
   c) ein Wochengeld in Höhe des Krankengeldes, jedoch mindestens 50 Reichspfennig täglich, für 4 Wochen vor und 6 zusammenhängende Wochen unmittelbar nach der Niederkunft;
   d) solange sie ihre Neugeborenen stillen, ein Stillgeld in Höhe des halben Krankengeldes, jedoch mindestens 25 Reichspfennig täglich bis zum Ablauf von 85 Tagen nach der Niederkunft.

Die Dauer des Wochengeldes vor der Entbindung wird auf zwei weitere Wochen erstreckt, wenn die Schwangere während dieser Zeit keine Beschäftigung gegen Entgelt ausübt und vom Arzt festgestellt wird, daß die Entbindung voraussichtlich innerhalb 6 Wochen stattfinden wird. Bei späterem Eintritt der Entbindung besteht gleichwohl der Anspruch auf Wochengeld vom angenommenen Zeitpunkt bis zur Entbindung.

Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Bestimmungen bei besonderen Fällen aufzuzählen, wie etwa bei Wechseln der Kassenzugehörigkeit, im Todesfall, bei Austritt aus der Kasse während der Zeit der Wochenhilfe usw. usw.

Bemerkt sei nur noch, daß, falls die Entbindung im Wöchnerinnenheim stattfindet, und die von der Kasse gebotene Hebammenhilfe nicht in Anspruch genommen wird, die Wöchnerin an Stelle der Hebammenhilfe den Betrag, den die Kasse gemäß Abs. 1a bei Inanspruchnahme einer Hebamme an diese zu zahlen hätte, erhält.

Wir sehen aus den vorliegenden Bestimmungen, daß die durch das Reichsversicherungsgesetz geschaffene Lage eine Möglichkeit gibt, einem bevorstehenden Familienzuwachs ohne Bangen entgegenzusehen. Neben dieser staatlichen Hilfe gewährt die städtische Säuglingsfürsorge noch mancherlei Vergünstigungen, die eben nach der kritischen Zeit, deren Hauptsorge die Kasse übernimmt, einsetzen. Neben dieser sehr fühlbaren Unterstützung bleibt nur ein weniges noch demjenigen zu tragen übrig, der dem Glück des Familienzuwachses entgegensieht.

Und daß es ein Glück ist, wenn nicht die drohenden Schatten der wirtschaftlichen Not ihr Haupt erheben, das wissen wir alle.

Oder wollte einer von uns behaupten, daß eine kinderlose Ehe mehr Harmonie und Glück garantierte als eine mit Kindern gesegnete? Geben nicht diejenigen Familien, in denen trotz aller Einschränkungen ein halbes Dutzend Mäulchen ihr lustiges Geplapper erschallen lassen, ein beredtes Zeugnis dafür, daß trotz dieses Segens der Sorge und dem Trübsinnan sich selbst kein Einlaß gewährt wird? Schon oftmals habe ich beobachtet, daß die kinderreichsten Mütter die — glücklichsten sind — trotz Ueberlast an Arbeit und trotz Rechnenmüssens! Und das berühmte Wort, „wo drei satt werden, wird auch ein viertes noch satt," ist durchaus nicht eine leere Phrase, wie Hunderte von Familien es beweisen.

Was kostet heute ein Kind? Eine Frage, die Tausende beschäftigt! Die von Unzähligen, die sich einen Herd gründeten, in übertriebener ängstlicher Weise erörtert oder gar vermieden wird, immer in falscher Erkenntnis der bestehenden, helfenden Maßnahmen. Bis es da ist, dieses Kind hilft dir der Staat, und — ist es erst dein eigen — nun, so laß dir die Weitersorge durch den Reichtum verfüßen, den solch ein winziger Weltbürger schon zu spenden imstande ist.

Ilse Steffens, Leipzig.

—⊙—

Die kleinen Aengstlichkeiten des Lebens

Von Olly Boeheim.

Nicht von der großen Lebensangst soll hier die Rede sein, sondern von den kleinen Aengstlichkeiten im Leben der Frau, die so manche helle Stunde nutzlos verdunkeln. Früher, als die Frau nicht Garconne war, noch nicht selbständig im Leben stand, war das Angstgespenst des jungen Mädchens: keinen Mann zu bekommen. Schlug ein junges Mädchen, das kein Vermögen besaß, eine „Partie" aus, weil sie keine Liebe zu dem Manne empfand, so bekam sie oft von der besorgten Mutter zu hören, daß „sie täglich älter würde" und „daß ihre Chancen, sich zu verheiraten, immer mehr schwänden." Aus Angst nahm dann oft das Mädchen den ungeliebten Mann und ging in eine freudlose Ehe.

Aber auch noch heute sind die Aengste da. Aengste oft um die nichtigsten Dinge. Eine glücklich verheiratete Frau findet, daß ihr Mann sich mit ihrer hübschen Freundin zu sehr beschäftigt — schon ist die Angst da, den Mann zu verlieren, die Frau wird unfrei, krampfhaft, macht womöglich noch Szenen und treibt dadurch den Mann erst recht in die Arme der anderen Frau. Durch Angst und ständiges Erwarten eines Unheils kann dieses direkt heraufbeschworen werden, ebenso wie der Glaube an sich selbst und der Mut zum Augenblick unser Leben günstig beeinflussen. — O diese kleinen Aengstlichkeiten! Eine Regenwolke am Himmel und der neue Frühjahrshut — draußen blüht und leuchtet die Natur, die Frau schielt verzweifelt zum Himmel, hat nur einen Gedanken: „Mein neuer Hut wird verregnen," und geht achtlos an aller Frühlingspracht vorbei.

Auch das sinnlose Zusammenraffen bei Inventur-Ausverkäufen entspringt einer unbewußten Angst, Angst, eine billige Gelegenheit zu versäumen — so werden oft die nutzlosesten Sachen gekauft, billige Häßlichkeiten, die zu Hause anprobiert, weder kleidsam noch praktisch sind, nur billig.

Die Angst vor dem Dickwerden läßt viele Frauen konsequent auf Speisen verzichten, die sie lieben. Wie oft habe ich während eines Diners die todtraurigen Augen der „Gertenschlanken" beobachtet, wenn sie Platte um Platte an sich vorbeigehen ließen. Daß dieser stetige Verzicht ihre Stimmung beeinflußt, für den Tischnachbar wenig charmant macht, daran denken sie nicht.

Ich könnte noch viele kleine Aengste aufzählen, die so manches Leben nutzlos verbittern. Sie sind so leicht zu heilen, durch ein wenig Leichtsinn — im besten Sinne —, den Glauben an das Gute und vor allem den Glauben

Gedan

Ende Di
Institute all
sprache zu p
den einzelne
schiedenen M
Dieser intern
stimmig, den
jede Volksvo
Mit Rücksich
dann auf den
soll kein neu
Müßiggange
passen, sonde
lungen aller
sollten. Wie
hat sich die S
durchgesetzt.

Unter den
den Kapitalbe
decken; Anleih
aufgenommen
hohe Zinsgröß
immer stärker
kreisen der W
funden, wenn
bildung im de
die Notwendig
auch in dem
so muß gerade
Sparsamkeit e
nen, wie im
Tages sein.

Erfreulich
Jahren gemac
sind heute ber
lichen Verhält
Spareinlagen
Sparern zufli
ca. 2 Milliard
Reichsmark w
Milliarden M
men müssen,
dem deutsche
des amerikani
ter deutscher
die Mangen
schaft aus
haushaltung
Niedergang
land Verwo
dauernde po
gegenüber

Sparsamkeit
seinen Angeh
wert ist das in
pflegte Zweck
Zukunft, und
Zweck, sonder
So legt der ei
mens zurück,
und damit die
eine viele Gro
spart regelmäßi
ein Eigenheim
Hypothek den
Pfennige
Regelmäßigkeit
ein ersten den
Ziel.

So möge d
Besinnung für
rationelle Wirt
möglich; das gl
Volk.



Maria und M
zu können,
kamen, und
sehr, sehr froh,
und nicht in
ins Gefängnis

Otto! Aber nun
„Junge, du
„Nein, danke,
„Nicht mehr
wiederhauen
ihrer dummen
sie an zu bo
ich gar nicht
Frisches Teeg
Ich kann euch

„Fritz, Fritz,
Erstens sagt
Görc", zumal
wachsenen
hat, und zweitens
sehr nett um
wieder einen
„Ich werde
an den meinen
Fritzchen sanft
Fisch auf dem
seiner letzten
wußte nicht,
angenehm für
drei hübsche
denn dadurch
erging es auch
aber sich nicht
freien konnte
erfreuliche, und
liebe Sola
Sola gerecht

Und doch! Skizze von Hildegard Diel

Doktor Grot trat an seinen Schreibtisch. Eine schmale Sonnenflamme fiel durch den Vorhangspalt, lachte über Bücher und Briefe und wies wie ein leuchtender Finger auf das Kalenderblatt. Der neunte September — Sabines Geburtstag! Eine plötzliche Sehnsucht packte den einsamen Mann. Er wollte den durch seinen Kindheitsgarten geflatterten Schmetterling, den er sich, wäre Anita nicht dazwischen gekommen, vielleicht zur Frau eingefangen hätte, einmal wiedersehen. Der Wunsch war zum Teil aus Reue geboren. Aus Rücksicht auf Anitas krankhafte Eifersucht hatte er sich nie wieder um die Jugendfreundin gekümmert, obwohl er erfahren, daß ein schwerer Schicksalssturm sie vom Gipfel sorglosen Glücks in Leid und Armut geschleudert hatte. Nun war Anita, in der weder seine Liebe noch der Reichtum, den er ihr geschaffen, je wahre Lebensfreude hatten wecken können, schon ein Jahr von ihren Leiden erlöst. Da war es Zeit, die versäumte Freundespflicht nachzuholen.

Durch die offene Tür sah er sein Töchterchen am Frühstückstisch. Lässig räkelte sich die schmale Kindergestalt in dem eleganten Sessel. „Willst Du heute nachmittag eine Fahrt mit mir machen?" rief er der Kleinen zu.

„Nein", klang es unfroh zurück. „Ich hab' Kino und Kindergesellschaft, und Autofahren ist mir schon langweilig."

Uebersättigt, dachte er bedrückt und wandte sich traurig von seinem Sorgenkind. —

Am Nachmittag trug ihn der Wagen durch das weiche Leuchten der reifgoldenen Spätsommerwelt. Er hatte Süßigkeiten und allerlei wertvolle Gaben mitgenommen. Aber durch die wohlige Helferstimmung, in die ihn sein Schenkvermögen wiegte, fröstelte eine wachsende Besorgnis. Wie wird Sabine den Besuch aufnehmen? Und was wird er ihm selbst bringen? Einblicke in Schicksalsschärfen, wie er sie täglich im Umgang mit den Patienten seiner Nervenklinik gewann — Klagen einer müden oder verbitterten, frühgealterten Witwe. Würde er ihr helfen können, auch seelisch?

Ein weißer Kirchturm über sonngefleckten Wipfeln tauchte auf — das Dörflein, in das sich Sabine nach dem freiwilligen Tode ihres Mannes geflüchtet hatte. Das Auto hielt vor einem Bauernhäuschen. Er stieg aus, spähte über den blumendurchwachsenen Lattenzaun und blieb überrascht stehen. Auf einem nahen Wiesenfleck zog eine mädchenhafte Frauengestalt mit Anmut ein paar Wäschestücke von einer Leine. Spielendes Sonnengold flackerte über ihr volles Braunhaar. Helle Silberfäden blitzten darin. Aber das frische Gesicht, das sie ihm plötzlich zuwandte, schien solcher Altersanzeichen zu spotten. Sie stutzte, kam dann zögernd auf ihn zu. „Heinz Grot . . .?" Er reichte ihr die Hand über den Zaun, voll Staunen über den aus ihren Augen lachenden Frohsinn, der ihre reife Schönheit durchsonnte. „Darf ich Dich besuchen, Sabine?"

Sie führte ihn sichtlich erfreut auf einen schattigen Gartenplatz zu ihrer schon wartenden Kinderschar, deren lachende Lebenslust einen einfach aber geschmackvoll gedeckten Kaffeetisch festlich umstrahlte. Im Nu war der ernste Mann in die allgemeine Frohstimmung eingefangen. Er lachte und scherzte, konnte sich selbst nicht wieder. Nach raschem Abbau des mütterlichen Kuchens ließ er die mitgebrachten Herrlichkeiten holen, weidete sich an dem Jubel der unverwöhnten Kinder und steigerte ihn zu einem Freudenrausch, als er sie zu einer Spazierfahrt in sein Auto schickte.

Allein mit der Jugendfreundin strich er leise über ihre auf dem Tisch ruhenden Hände, die, obwohl schön und gepflegt, doch die Runen von Leid und Arbeit trugen. Sie verstand die in der zarten Berührung verborgene Frage und nickte sinnend. „Ja — ich habe viel tragen müssen — es ist schwer, die Kinder allein durchzubringen —"

„Wie machst Du das möglich?"

„Ich habe eine kleine Gärtnerei" — leise Wehmut schattete ihre Augen — „einst dachte ich, eine große Künstlerin zu werden —."

„Und bist eine Lebenskünstlerin geworden", fügte er heimlich hinzu. Und dann laut: „Wie konntest Du nur nach soviel Leid wieder froh werden?"

„Ich wollte es", sagte sie einfach. „Ich kann meinen Kindern nur wenig äußere Freuden verschaffen. Da vergolde ich ihnen das Jugendleben mit Frohsinn. Lehre sie kleine Freuden finden und genießen und weise sie auf den Weg zu der Erkenntnis, daß unser Glück nicht von außen kommt, sondern in uns liegt."

Heinz Grot nickte verstehend und voll wachsender Bewunderung. Sein eigenes freudloses Dasein trat vor seine Seele. „Ich wollte Dir helfen", gestand er wehmütig lächelnd, „aber der Hilfsbedürftige bin ich."

Sie sah ihn warm an. „Du hast mir indirekt geholfen. Hast mir einmal ein Bild geschenkt. Das weckte Freudenkraft. Komm, ich will es Dir zeigen." Sie führte ihn in ihr ländliches Heim, das sie durch selbstgemalte Möbel originell und froh gestimmt hatte. An ihrem Fenstersitz zeigte sie ihm eine Klingersche Radierung und wie auf die Unterschrift: Und doch! — „Sieh, Heinz, wenn wir aller Daseinsfreude beraubt, in nackter Armut zwischen würgenden Verzweiflungsschlangen stehen, dann reckt sich die Seele, die nicht verkümmern will, wie die Gestalt hier, mit einem Finsternis übertrotzenden „Und doch" zu jenem Höhenlicht, dem sie entstammt, und holt sich daraus eine Lebensfreude ins Dunkel, die unzerstörbar ist." Sie sagte es leise wie zu sich selbst. Aber jedes Wort sprang wie ein heller Weckruf in seine Seele. Mit stummem Dank nahm er die feine, leidgezeichnete Frauenhand, die noch auf dem Bilde lag, und küßte sie.

Erst später fuhr er heim. Eine frohe ungewohnte Frische durchpulste ihn. Wie Freude kündendes Glockenläuten schwang das Wunder des Tages in ihm fort.

Wärmender Schmuck

Vom Luxusfell — Wärmepelz — und von schicken Schuhen.

Wenn die kalten Tage kommen und frühmorgens die weißen Nebel rauchen, bekommen unsere Hündchen dickere Fellchen, obgleich sie doch ebenso von der Zimmerheizung verwöhnt sein müssen wie wir und deshalb die Selbstversorgung verlernt haben könnten. Denn die Natur bringt nur das wirklich Notwendige hervor; dabei verfährt sie so künstlerisch, daß das Praktische zugleich das Schönste ist. Sie ist darin die beste Lehrmeisterin.

Anders wie das Haustier kann der Mensch den Wechsel der Jahreszeiten ohne Nachhilfe nicht mehr ertragen, und — ganz aufrichtig — es wäre doch auch langweilig, immer mit derselben Hülle einherlaufen zu müssen. Kleidungssorgen sind für alle Frauen zugleich ein großes Vergnügen, und wenn wir auch nicht immer alles haben können, so wollen wir doch wenigstens wissen, was es Neues gibt. Modevorführungen sind für uns ebenso anregend und vergnüglich wie ein lustiges Theaterstück.

Der Pelzmantel ist auch bei uns heute eigentlich kein Luxus mehr. In seinen weniger empfindlichen und preiswerteren Sorten ist sein Anschaffungswert nicht mehr unerschwinglich und gleichsam eine Kapitalsanlage; teurer als ein Stoffmantel mit Pelzbesatz, bleibt er dafür oft unabsehbare Jahre modern und läßt sich immer wieder leicht umändern. Pelz kaufen will sehr überlegt sein, außerdem ist es Vertrauenssache. Man lasse sich niemals von reiner Reklame allein verlocken! Zuweilen steckt natürlich auch hinter Reklameinseraten etwas Gutes. Aber es bleibt ein Wagnis, während gute Spezialgeschäfte manchmal sogar für einen bestimmten Zeitraum ausdrücklich Haltbarkeit garantieren.

Die elegante Frau, die nach den Kosten nicht zu fragen braucht, ist der hellen Pelzmäntel vom Vorjahre müde. Sie hat zwar am Tage dem hellgrauen Fehpelz ihre Gunst nicht ganz entzogen und verschmäht am Abend nicht den Hermelin der Könige. Aber zu bevorzugen scheint sie in diesem Jahre den ernsten Persianer und Breitschwanz, den soliden braunen Nutria. Das düstere Schwarz der beiden letztgenannten Pelzarten erhellt sie durch große farbige Kragen und Manschetten. Feh und Chinchilla! Echter Chinchilla ist fast ausgerottet und sagenhaft teuer geworden. Auch der „ganz echte" Chinchilla ist heute meist nur Chinchillaratte, ein auch schon selteneres Tier.

Aber uns allen zum Troste, die wir doch auch gerne möchten, was die andern meist nicht ohne Mithilfe können: Fehpelz, Maulwurf, Pechanichi, eigentlich alles, liefert uns das ehrgeizige deutsche Kaninchen. Die deutschen chemischen Farb- und Hilfsstoffe haben es zuwege gebracht, daß der gute falsche Hase uns lieb und auch hübsch teuer geworden ist, kostbar genug für den Gebrauch der gut angezogenen Dame; es besteht längst kein Grund mehr, das Tragen einer guten Nachahmung zu verschmähen; im Gegenteil, es ist sogar modern und fesch. Noch häufiger wird für Futter und Besätze von Stoffmänteln zur Nachahmung gegriffen, weil ein solcher Mantel ja nur einen bis zwei Winter halten soll.

Die Besätze für Mäntel und Kostüme sind anders gruppiert als im Vorjahre. Verschwunden sind die vorn bis zum Saum und häufig um diesen herumgeführten Shawls. Die Mäntel sind, wie die Kleider, zum Teil sehr glockig und würden deshalb zuviel Pelzbesatz beanspruchen und auch ungeschickt dadurch aussehen. In diesem Jahre trägt man breitere, am Mantelrevers angekrauste Kragen, hinten am Hals stets hochstehend, und große muffähnliche Manschetten; ja, man hat sich des ehrlichen, alten Muffs erinnert, aber ich meine, er wird uns ein bißchen im Wege sein; wir brauchen heute zu nötig freie Hand!

Die kluge Frau wird sich den Pelzbesatz selbst umändern. Es gehört dazu große Vorsicht beim Trennen, das niemals mit einer Schere, sondern — selbstverständlich rückwärts — mit einem sehr spitzen, scharfen Messer derart geschieht, daß die Naht gleichsam von oben Stich für Stich aufgeschnitten wird. Die Pelzstücke und -stückchen werden nach dem Schnittmuster mit langen Stecknadeln zusammengesetzt; dabei ist größte Sorgfalt darauf zu verwenden, daß alle Einzelteilchen sich nach der gleichen Richtung streicheln lassen. Es macht gar nichts aus, daß der Pelz gestückelt verarbeitet werden muß, wenn es mit der peinlichsten Genauigkeit geschieht. Pelz wird mit Spezialnadeln, die man in jedem Kurzwarengeschäft kaufen kann, mit festestem Garn in passender Farbe in dichten, überwendlichen Stichen genäht. Das ist sehr, sehr mühevoll und beweist, warum der Kürschner so viel Geld dafür berechnen muß, aber es erspart auch ebensoviel Geld, wie es Mühe kostet.

Die Schuhe der Dame bemühen sich, ernst und gesittet zu erscheinen. Am beliebtesten sind schwarze Schuhe. Für den Nachmittag Chevreau, für den Abend Lack und Seide. Von Spangen möchte man nicht mehr viel sehen; am Tage taucht auch der Halbschnürschuh wieder auf, der einfachste sogenannte Pumps mit Schnalle erfreut sich neuer Beliebtheit, obgleich diese Form doch für Tee und Tanz vorzuziehen ist. Zum Abendkleide gesellt sich der „diamantene" festliche Strauß. Die Seidenschuhe sind vielfach bestickt, auch bemalt. — Hier ist ein Fingerzeig für Findige, um alte Schuhe aufzufrischen. — Gold- und Silberleder hätten viele gerne, weil es dieses Jahr sehr schick ist. Es ist aber ein undankbares Tragen, wenn nicht viel zum Wechseln vorhanden ist. Auch zum einfachsten Abendschuh — zu allen Schuhen wird der helle, fleischfarbene Strumpf weiter bevorzugt — gehört der Ueberschuh. Die Dame ohne Auto ist nicht nur unpraktisch, sondern sträflich unmodern, wenn sie ohne Schuhhülle auf der Straße geht. Die lange Galosche mit Reißverschluß vom Vorjahre lebt noch; sie hat nur einen Fehler, daß sie an Stelle des Absatzes den Durchschlupf für den Schuhabsatz aufweist. Deshalb ist sie vernachlässigt, und an ihre Stelle ist der farbige mit und ohne Pelz besetzte Filzüberschuh mit Absatz getreten. Die Vormittagsfußbekleidung hat sich erhalten; weil sie praktisch und elegant ist, trägt man noch immer die braunen oder grauen sportlichen Schuhe mit Einsätzen oder angegossenen Crêpe-Gummisohlen. Aber auch diesen farbigen, reizvollen Vormittagskostümergänzungen macht neuerdings der schlichte, schwarze Schuh erfolgreich Konkurrenz.

D. N.

Nicht an Seife sparen — sie reinigt, desinfiziert u. tut wohl!

Ueber die Bedeutung der Seife sind wir uns wohl alle klar. „Wo Seife hinkommt, da braucht der Arzt nicht zu kommen", kann man das bekannte Sprichwort von der Sonne variieren. Nicht früh genug können wir unsere Kinder zur Reinlichkeit anhalten, ohne Seife aber wäre das nicht gut möglich. Hart traf uns der Seifenmangel in der Kriegszeit, und schlimme Folgen, besonders auf hygienischem Gebiet, blieben damals nicht aus. Jede Mutter weiß aus der Zeit ihres Wochenbettes her, welch hoher Wert der Verwendung von Seife zukam. Irgendwelche Einschränkung hätte hier üble Folgen haben können. Bei der Säuglingsbehandlung war es nicht anders: Immer als erstes Gesetz galt für den Erwachsenen die Sauberkeit. Wer sich einem Säugling, diesem appetitlichsten Geschöpfchen der Erde, mit unsauberen Händen naht, der begeht ein Verbrechen. Später dann, wenn aus diesem reinlichen Kerlchen ein recht kleiner Schmutzfink geworden, ein Wesen mit ewig schwarzen Pfötchen — wer hätte diese Erfahrung nicht an seinen Kindern gemacht —, ist es wiederum Pflicht der Mutter, dahin zu wirken, daß diese schmutzstarrenden Fingerchen dem kleinen Sünder als eine Gefahrenquelle begreiflich gemacht werden. Daß er also den Begriff der Sauberkeit bewußt in sich aufnehmen lernt; denn der ist durchaus nicht bei einem Kinde als vorhanden vorauszusetzen, sondern muß tatsächlich erst anerzogen werden. „Vor jeder Mahlzeit die Hände gründlich seifen" — nicht scharf genug kann es dem Kinde eingeprägt werden! Gerade zu einer Zeit wie der jetzigen mit ihren sich immer wiederholenden Epidemien der Infektionskrankheiten sollte jede Mutter an ihrem Teil dazu beitragen, durch übertriebene Sauberkeit ihr Kind wenigstens zu einem Teil der Ansteckungsgefahr zu entziehen. In dieses Kapitel gehört auch das immer noch viel zu wenig bekannte Mittel, die Mundhöhle sauber und keimfrei zu halten durch Spülungen mit Seifenwasser. Mancher hat hiergegen einen Widerwillen; es ist aber eins der wertvollsten und bewährtesten Vorbeugungsmittel bei allen möglichen Kinderkrankheiten, z. B. der so mit Recht gefürchteten Diphtherie, deren Bazillen ja bekanntlich im Rachen ihren Sitz haben. Selbstverständlich ist, daß für diesen Zweck eine nur gute, milde Seife Verwendung findet; in gut warmem Wasser läßt man unter Umrühren oder Schütteln die Seife einige wenige Minuten aufweichen — nicht zuviel Seife, um nicht die Schleimhäute zu reizen. Desgleichen kann auch eine gute Seife zum täglichen Zähneputzen benutzt werden. Vergessen wir nicht, daß Seife nicht nur ein Reinigungs-, sondern ein Desinfektionsmittel ist, und zwar eines unserer besten für den Hausgebrauch. Wir können nicht immer mit Sublimat und Lysol hantieren, doch immer mit Seife. Wo wollten unsere Aerzte und unsere Diakonissen hinkommen, die doch zum Teil dauernd mit infektiösen Stoffen zu tun haben, wenn sie nicht als tägliches und dauerndes Desinfektionsmittel die Seife gebrauchten?

Dieser keimtötenden Fähigkeit zufolge darf die Seife auch bei allen Bädern, Waschungen und Ausspülungen nicht fehlen. Die Wahl der Seife ist aus naheliegenden Gründen absolut nicht Nebensache. Kinder oder Erwachsene mit empfindlicher Haut dürfen nur absolut milde Seife verwenden. Hier sei jedoch bemerkt, daß beispielsweise bei eiternden Wunden, etwa durch einen Nadelstich, einen Schnitt oder dergl. hervorgerufen, die sogenannte „grüne Schmierseife" oftmals Wunder tut, wenn man sie in gut warmem Wasser auflöst und damit häufig die wunde Stelle spült. Gelegentlich ist also auch eine scharfe Seife am Platze. Aber nicht einmal bei Reinigungsarbeiten im Hause dürfen wir mit Seife sparen. Oder welche praktische Hausfrau wäre — aus vermeintlicher Sparsamkeit — es unterlassen, ihre Bodenbeläge beim Einweichen an den besonders fleckigen Stellen besonders einzuseifen? Schafft das nicht hernach halben Zeitverbrauch? Und — kennen wir nicht alle jenen appetitlichen Geruch nach Frische und nach — frischer Seife, wenn wir beim Frühjahrs- und Herbstreinemachen das ganze Haus von oben bis unten gescheuert und geseift haben? Wenn wir sonst nichts vergeuden für Unnützes, ein paar Groschen zuviel für Seife auszugeben, das sollte uns niemals leid sein!

K. Larsen, Kiel.

Zimmerblumenpflege

Am Morgen und am Abend lagert jetzt dichter Nebel über der Erde. Noch hat es nicht gefroren, aber die Anzeichen des im Freien alles Leben ertötenden Winters machen sich bereits stark bemerkbar. Die Natur rüstet sich zum Sterben. Aber der Blumenfreund mag auch im Winter die lieblichen Kinder Floras nicht entbehren. Soweit er es noch nicht getan hat, nimmt er die Pflanzen, die ihm auch in der kalten Jahreszeit einen Abglanz des Frühlings und des Sommers bieten sollen, in die Wohnung und läßt ihnen sorgsame Pflege angedeihen.

Aber die Pflege der Pflanzen ist im Winter schwieriger als im Sommer, weil ihnen das warme Sonnenlicht fehlt und ihre Lebensfunktionen lähmt. Wo dennoch ein stärkeres Wachstum infolge hoher Zimmerwärme hervortritt, da geschieht es meistens auf Kosten der Gesundheit der Pflanzen. Die Triebe werden lang und dünn, die Blätter bleiben klein, die Blüten farblos, und ihre Dauer ist nur kurz. Ein treffliches Beispiel dafür liefert uns die chinesische Primel. Wer sie mit vollem Blütenschmuck in das Wohnzimmer stellt, wo 12, 15 Grad und mehr Wärme am Fenster vorhanden sind, der sieht die Blüten in kurzer Zeit dahinwelken, nicht zehn Tage dauert die Pracht der Pflanzen. Gibt man dagegen den Primeln zwischen den Doppelfenstern ein Plätzchen, so daß sie der hohen Zimmerwärme entrückt sind, dann erfreuen sie den Pfleger viele Wochen hindurch. Der chinesischen Primel an Empfindlichkeit gleich steht das vielgeliebte Alpenveilchen. Seine Empfindlichkeit ist jedoch von einer anderen Art. Die Blütenknospen des Alpenveilchens, die sich am Grunde der Knolle befinden, und auch die halbherausgewachsenen können kalte Zugluft durchaus nicht vertragen. Stellt man ein blühendes Alpenveilchen zwischen die Doppelfenster, so werden infolge der dort vorhandenen kalten Zugluft die Knospen zu wachsen aufhören und ihre Stiele absaulen oder abtrocknen. Das gleiche trifft häufig zu, wenn man die Alpenveilchen im Wohnzimmer ans Fenster stellt, deren Ritzen viel kalte Luft durchlassen.

Will man an Chrysanthemen auch im Winter Freude haben, so müssen sie auf jeden Fall aus dem Wohnzimmer heraus. Man schneidet die Büsche dicht über der Erde ab und läßt sie so zunächst in einem kühlen, aber frostfreien Zimmer ziemlich unbeachtet stehen. Im März werden sie dann wieder herausgeholt und man macht aus den jungen Trieben, die aus der Erde hervorkommen, Stecklinge.

Aengstliche Sorgfalt bedürfen die Kamelien und Azalien, ganz besonders die ersteren. Sie sind die Schmerzenskinder des Blumenfreundes und können ihm so manche Hoffnung verderben, wenn sie schon ihre Knospen abwerfen, ehe sie blühen. Und woher dieses Abwerfen der Knospen? Ungeschicklichkeit des Pflegers ruft sie hervor. Trägt er seine Kamelien vor einem Zimmer ins andere oder dreht er sie dauernd nach dem Stande der Sonne, dem die Knospen recht viel Licht bekommen, dann ruft er fortwährend Störungen im Pflanzenleibe hervor, die sich in dem Abstoßen der Knospen äußern. Ueberhaupt empfiehlt es sich, Zimmerpflanzen nicht zu oft von ihrem Platze zu entfernen oder ihnen einen anderen Stand zu geben. Auch plötzliche Wärme, stärkere Trockenheit und größere andauernde Nässe bewirken nicht selten das Abfallen der Blätter und Knospen. Die Azalien sind zwar williger als die Kamelien; sie lassen sich sogar starken Strapazen aussetzen, das heißt, in der warmen Luft des Wohnzimmers zum Blühen zwingen, aber wie sehen sie dann nachher aus! Blattleer, krank in allen Teilen, und es vergehen Jahre, ehe sie wieder fähig sind, Blüten zu treiben. Deshalb läßt man sie besser in einem kühlen, frostfreien Raum, wo sie den Winter hindurch bei milder Erdfeuchtigkeit prächtig bestehen.

Flieder und Rose, die man vielleicht blühend gekauft hat, stellt man ebenfalls nach der Blüte kühl. Das gleiche gilt von der Weihnachts- oder Christrose. Die Myrte bekommt in zu warmen Zimmern brenzlige Blätter und viel Ungeziefer; der Lorbeer läßt die Blätter fallen; die Orange sieht völlig dahin; und das Heidekraut, die Erika, die so herrlich schön blühte, wird bald zum struppigen Besen, den der oberflächliche Blumenfreund oft auch dann noch mit Wasser versorgt, wenn schon seit vielen Wochen keine Spur von Leben mehr darin vorhanden ist.

Rechte, echte Zimmerpflanzen, solche, die sich alles gefallen lassen, haben wir bislang noch nicht erwähnt. Es gehört zu ihnen vor allem die Schildblume, die mit ihren großen Blättern selbst am ungünstigsten Platze noch fortkommt und im Winter die interessanten, aber keineswegs schönen Blüten auf der Erdoberfläche entwickelt. Ferner bilden die stolzen Kentien, die zierlichen Kokospalmen, die Dattelpalmen in den verschiedenen Arten die schönsten Zimmergewächse.

Die Pflege dieser echten Zimmergenossen besteht vor allem im richtigen Begießen. Die Wärme verlangt viel von ihnen, sie trocknet die Erde des Topfes aus und entzieht der Blattfläche andauernd Wasser. An Wasser darf es daher nicht fehlen, aber zu viel Wasser ist gleichfalls sicherer Tod. Unterstützung muß ein sachgemäßes Gießen durch tägliches Bestäuben mit dem Bestäuber finden, und wenigstens alle zwei Wochen einmal sollte ein Abwaschen der Blätter mit feuchtem Schwamm die Poren wieder öffnen, die Rauch und Staub verstopft haben. Jedes Düngen der Pflanzen im Winter gereicht ihnen meistens zum Verderben, aber jedes Auflockern des Bodens mit einem spitzen Hölzchen ist eine Wohltat für die Pflanzen. Es schafft eine bessere Durchlüftung des Bodens und wirkt kräftigend auf die Wurzeln.

Die Japanerin

Von Anni Willers.

Wenn auch unser positives Wissen um den Kulturzustand Japans, um die Art und Lebensweise seiner Bewohner durch Spencer, Chamberlain, Hearn u. a. erweitert wurde, das Inselreich Nippon bleibt für uns das Land des Wunderbaren, das, wie Prof. Rathgen sagt, einer anderen Kulturwelt, einem andern Zeitalter angehört, und in dem man selbst bei längerem Aufenthalt nie das Gefühl los wird, vor einem verschlossenen Schrein zu stehen, hinter dessen traumhafter Schönheit noch etwas anderes — das Wirkliche — verborgen wäre. Denn, obgleich es seit ungefähr 70 Jahren daran arbeitet, alles das zu assimilieren, was das Abendland im Laufe der Jahrhunderte auf industriellem, technischem und wissenschaftlichem Gebiet erreicht hat, ist es ihm bisher noch gelungen, seine eigene Religion, seine Ethik, sein künstlerisches Empfinden, sowie das bedeutungsvolle Verhältnis jedes Einzelnen zum Staat und zur Familie aufrecht zu erhalten. Und diese Traditionen eben sind es, welche ohne Ansehen der Person das Leben aller Eingeborenen regeln und schon während der Kindheit ihre Wünsche und Hoffnungen auf ganz bestimmte Ziele lenken, daß von einer Entwicklung der Individualität, wie wir sie kennen und pflegen, nicht die Rede sein kann. Bei der Frau noch weniger als bei dem Mann, denn mit weit größerer Strenge als ehemals bei uns drängt die Sitte die japanische Frau in den Hintergrund. Sie fordert von ihr, daß sie ihren Eltern vor wie nach der Hochzeit unbedingten Gehorsam leiste, daß sie ihr kleines Hauswesen in peinlichster Ordnung halte, sich aber um nichts bekümmere, was außerhalb desselben liegt, — es sei denn, daß ein Lohnerwerb sie dazu zwingt, — da dieses genau so ungehörig ist, als wenn die Henne den Morgen ankräht". Doch das fröhliche Temperament der Japaner hat die Strenge der Vorschriften, die wie so vieles in Japan chinesischen Ursprungs sind, gemildert und eine entzückende Menschenblüte geschaffen, welche graziöse Anmut und liebenswürdige Bescheidenheit mit einer ans Heroische grenzenden Selbstbeherrschung und leidenschaftlicher Vaterlandsliebe vereint.

Die Schönheit und Tugend der Japanerin wird in allen poetischen Formen besungen und mit dem Schönsten, was die japanische Natur hervorbringt, mit Kirschen- und Pflaumenblüten, verglichen, aber jeder Eingeborene hält es unter seiner Würde, mit einer japanischen Frau spazieren zu gehen, ja, er läßt ihr, besonders wenn sie der ärmlichen Bevölkerung angehört, eine recht harte Behandlung zuteil werden. Zum Broterwerb gezwungen, ist die arme Japanerin nicht selten die alleinige Ernährerin der Ihren und infolge des großen Andranges Erwerbspflichtiger vielfach auf solche Arbeit angewiesen, die körperliche Kraft erfordert und bei uns fast nur von Männern getan wird. Vor einigen Jahren ist statistisch festgestellt, daß in Japan siebenmal mehr Frauen als Männer arbeiten und zwar bei einem Lohn, der als Minimum 20 Pfg., als Maximum 1 RM. pro Tag beträgt.

Allerdings gab es auch in Japan einmal eine Zeit, in der die Frauen weit mehr in den Vordergrund traten. Bevor der 500jährige Bürgerkrieg in das Land hereinbrach, und der Kaiser als Mittelpunkt jenes ästhetisch tändelnden Genußlebens seine einzige Aufgabe in der Pflege des Luxus, im Studium der chinesischen Literatur, im Sammeln von Bildern und dergleichen sah, spielten die zahlreichen unbeschäftigten Hofdamen in der Politik, wie in der Literatur eine große Rolle. Was sie in der letzteren leisteten, hat zum Teil noch heute Wert, nicht nur, weil die Erstlinge der Frauenliteratur den Anfang der epischen Dichtung in Japan überhaupt bilden, sondern, weil viele an Form und Inhalt außerordentlich schön sind und noch immer das literarische Ideal des konservativen Landes darstellen; wie z. B. die amüsanten „Kopfkissenhefte" der Frau Sei Shonagon und der wegen seines reinen Stils und zahlreicher liebenswürdiger Episoden berühmte Roman des Prinzen „Genje Monogatari" der Frau Murasaki Shikibu.